

Ein rascher, zwischen dem Grafen und seinem Vetter gewechselter Blick hätte den Abbé belehren können, daß der Zweck dieser militärischen Veranstaltung weit weniger harmlos sei. Der Graf sagte dabei mit seiner diplomatischen Meisterschaft in kurz hingeworfenen abweisenden Sätzen: „Meine Leute haben mit höfischen Huldigungen nichts zu tun, sie sammeln sich pflichtgemäß um ihren Herrn, wenn Gefahr droht. Alle Welt weiß, daß sengende und brennende Kriegshorden die Pfalz durchziehen. Es ist mir aber auch wohlbekannt, daß der Kurfürst 400 Söldner auf die Limburg gelegt hat, die dem Abt zu Willen und Befehl sind. Die pfiffigen Mönche geben vor, sich vor ihren Feinden schützen zu müssen, aber der Herr der Hartenburg ist es allein, der allen Grund hat, in Unruhe zu sein. Doch ich bin gerüstet, mögen sie kommen!“

Der Graf unterbrach plötzlich seine Rede, hierdurch zugleich die Antwort abschneidend, die dem Abbé auf der Zungenspitze saß. Dann rief er nach kurzem Aufhören: „Pst! Pst! Habt ihrs gehört? Das war ein Hornsignal! Sie kommen!“

„Es ist so,“ fiel der Johanniter ein, der gleichfalls gelauscht hatte, „die Benediktiner sind im Anzug. — Das wird ein gewaltiges Zechen geben, aber im Grund wird es ein ernstes sein.“

Sechstes Kapitel.

E Bonifazius als Gast auf der Hartenburg

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die seit Jahrhunderten andauernde unbestrittene Autorität der Kirche schließlich zu Verknöcherungen und Auswüchsen führen mußte, die den Ruf nach deren Beseitigung wohl erklärlich sein ließen. In der Zeit unserer Geschichte begannen diese Regungen immer lebhafter hervorzutreten, zum guten Teil freilich infolge des gewaltigen Anstoßes, den die Entdeckung Amerikas, in Verbindung mit der Erfindung der Buchdruckerkunst, dem gesamten materiellen und mehr noch geistigen Getriebe Europas gegeben hatte.

Naturgemäß richteten sich diese Bewegungen zuerst auf die äußeren Verhältnisse des religiösen Lebens: die Reformatoren jener Zeit begnügten sich noch mit dem Verlangen einer Reinigung der Formen und einer Rückkehr zu der göttlichen Einfalt der ur-

sprünglichen Kirche. Erst später, besonders seit Luther, drang die Reformation in das tiefere Gefüge der Kirche ein, wodurch dann die bekannten großen Spaltungen hervorgerufen wurden.

Zwar waren tausende von Priestern ihres heiligen Amtes so würdig geblieben, wie es der Mensch in seiner schwankenden Natur nur sein kann, aber auch Tausende waren, sinnlichen Lockungen und schlechtem Beispiel folgend, auf Abwege geraten, und wieder Tausende hatten Tonsur, Kutte oder ein anderes Zeichen des kirchlichen Standes nur angenommen, um sich der Vorrechte und materiellen Annehmlichkeiten zu erfreuen, welche die im Verlauf der Zeit so riesig angewachsene weltliche Machtfülle der Kirche zu vergeben hatte.

Infolge dieser gärenden und daher ständig in sich fortschreitenden Verderbnis fühlten sich nicht bloß einzelne mannhafte Laien, sondern auch edle und klar denkende Priester berufen, mit ihrer ganzen Persönlichkeit für eine Gesundung und Reinigung der Kirche einzutreten. Unter diesen Propheten einer neuen Zeit ragte vor allen der italienische Priester Savonarola hervor, — er mußte aber seine allzu kühne Antastung der kirchlichen Mißbräuche einige Jahre vor Beginn der hier beschriebenen Ereignisse mit dem Feuertode büßen.

Diese vielfach vermorschte, aber auch große Zeit mit ihren zersetzenden und zugleich neu bildenden Kräften ist die Trägerin unserer Geschichte, und unsere Figuren bewegen sich nach ihrem Takt.

Wir knüpfen den Faden unserer Erzählung nun wieder an: Ein wildmahnender Hornstoß war talabwärts der Hartenburg erklingen und hatte sich, offenbar durch ein künstliches Echo genährt, bis zur Burg fortgepflanzt.

„Habt ihr's gehört.“ sagte der mittlere von drei Reitern, die an der Spitze einer kleinen Kavalkade sich von der Limburg her längs eines dicht bewaldeten Berghanges auf die Hartenburg zu bewegte, „das ist ein bedeutungsvoller Hornstoß, der gilt uns!“

„Ja,“ erwiderte der eine der beiden Angeredeten, „der Hornstoß war offenbar das Signal unserer bevorstehenden Ankunft. Unsere Absicht, durch überraschendes Eintreffen einige Einsicht in die kriegereischen Geheimnisse der Burg zu gewinnen, ist leider jetzt vollends vereitelt.“

„Wir hätten weit früher, noch vor der bestimmten Zeit, aufbrechen müssen,“ ließ sich der mittlere der drei Reiter abermals vernehmen. „Eine Ueberraschung wäre dann eher möglich gewesen. Du könntest aber auch heute Mittag mit der Fertigstellung der dem Grafen zum gütlichen Vergleich vorzulegenden Streit-

punkte gar nicht zu Ende kommen, Siegfried, und dein verspäteter Gang zur Heidenmauer kam dann auch noch dazu. Es ist nur gut, daß uns das Gewitter entschuldigt."

Die Mienen des also Getadelten umzuckte ein versteckter Groll, doch seine Stellung gegenüber seinem Oberherrn, dem Abt Bonifazius von der Limburg, gebot Zurückhaltung und schweigend mit stark verlangsamtem Takt zog die dunkle Schar durch die lichte Sommernacht dahin.

Eine märchenhafte Mondscheinstimmung, von den leisen Flammenblicken des Wetters überhuscht, lag über dem waldumfriedeten Thal. Der Mond sah aus, als ob er eine phosphoreszierende Milchglasugel wäre, und überzog das Himmelsgewölbe mit so daunenweichem Schimmer, daß die Sternchen sich bis über die Nasenspitze darin versteckten und gar nicht mehr herauswollten. Auch die ringsum gelagerten Träger des Waldes, die Berge und Kuppen, waren von diesem Nachtzauber umspinnen. Durchsichtige Silbernebel schwebten gleich leuchtenden Träumen um ihre dunklen Stirnen, die immer lichter und körperloser emporstrebten, bis sie im traumseligen Himmelslicht vergingen.

Nur in den engen Tiefen unseres Tales, in die sich der Pfad unserer Kavalkade jetzt senkte, strömte von der Schlucht der Hartenburg her ein kalter nasser Luftzug und schnitt unseren Reitern so scharf ins Gesicht, daß der auffallend stattliche, aber schon ziemlich bejahrte Abt mit leisem Frösteln seinen Mantel dichter um sich wickelte.

"Siegfried", begann er dabei aufs neue, "man friert, wenn man in die Nähe des Schlosses kommt. Wir hätten die Einladung des hinterlistigen Grafen doch vielleicht nicht annehmen sollen."

"Heiliger Abt", sagte der Angeredete, in dem wir die hagere Gestalt des Paters Siegfried von der Heidenmauer wieder erkennen, "ich fürchte nichts. Der Graf ist zwar — daran zweifle ich nicht — unser Todfeind, doch sein ritterlicher Sinn steht über allem Zweifel erhaben. Er wird seine Gäste empfangen, wie sichs gebührt."

"Ob im Wolfs- oder Schafspelz", antwortete der Abt, "ich traue ihm nicht. Doch die Klugheit gebietet, die gleiche Maske anzunehmen wie er. Die Hand, die man freundschaftlich drückt, kann nicht schlagen. Hoffentlich gelingt es uns, trotz des Hornstoßes droben noch etwas auszufundschaften."

"Der heilige Abt," entgegnete Siegfried, "braucht sich wegen der nicht unwahrscheinlichen Vereitlung unserer Absicht keine Sorgen zu machen. Es gelang mir, einen ebenso trefflichen wie

geriebenen Burschen ausfindig zu machen, der uns die Burg aufs genaueste auskundschaften wird. Er ist mit einem dortigen Kinderhüter befreundet und wird uns wahrscheinlich schon am kommenden Sonntag die erste Kunde bringen."

Der Abt versetzte leise seufzend: „Hoffentlich hat dich deine Menschenkenntnis nicht, wie so oft schon, wieder einmal im Stich gelassen! Die Leute hier herum sind mehr wie gerieben, doch so die Mutter Gottes uns gnädig ist, werden unsere Vergleichsvorschläge die Kundschafterei vielleicht ganz überflüssig machen. Ich zähle besonders auf unsern weisen Beschluß, der dem vergiftenden langjährigen Weinstreit ein Ende machen soll."

Während dieses Gespräches war der andere Begleiter des Abts in tiefsinnendem Schweigen nebenher geritten. Er war gleichfalls ein Vetter des Oberherrn der Limburg, doch in Gestalt dem Pater Siegfried ganz unähnlich. Er war ebenso rundlich, wie jener länglich, und sein Gesicht glänzte dementsprechend in lächelnder Gemüthlichkeit. Man hieß ihn nur den weisen Pater Kuno, denn er vertrat die Stelle eines Klosterarztes, und seine Kenntniss der heilkräftigsten Kräuter verlieh ihm bei allen Leiden ein hohes Ansehen. Der zungenscharfe, asketisch gesinnte Pater Siegfried dagegen war Meister in der Behandlung der mancherlei geistigen Nöten, die besonders von der Hartenburg her die Abtei bedrängten. Man hätte ihn daher den Staatssekretär des Abts nennen können. Dank seiner außerordentlichen Weisheit wußte der Pater Kuno als praktischer Heilkünstler nicht bloß die Botanik, sondern auch die Gastronomie als Heilmittel wohl zu schätzen. Die herannahende gräßliche Küche mit ihren Duftgewächsen im Verein mit den Kellerperspektiven der gräßlichen Faskreihen versetzten den menschenfreundlichen Mann daher in das lebhafteste wissenschaftliche Grübeln, das jedoch immer öfter und stärker durch die hereinblitzenden Lichtstreifen des Rittersaals der Hartenburg — freilich in sehr anziehender Weise — unterbrochen wurde.

Der Wald blieb nun zurück, die ersten Hütten des Dorfes Hartenburg mit den schmutziggelben Strohlappen und den blöd blinzeln den Papierfenstern schoben sich neugierig an den Weg, um ebenso schnell in ihrem hohlen Dunkel zu verschwinden. Und jetzt begann eine am Fuß des Hauptburgwegs stehende Mühle ihren monotonen Empfangsgruß herzuklappern, ein kurzer Halt folgte, dann ein Zeichen des Abts, und die ganze Gesellschaft sprengte in scharfem Trab den steilen Burgweg hinan, daß die Funken stoben. Man war wohl der Ansicht, daß ein selbstbewußtes Auftreten der beste Wegmacher des Erfolgs sei.

Während der Abt also nahte, hatte der Hornstoß die lässigen Truppenbefehlshaber auf dem Schloßhof plötzlich in die lebhafteste Bewegung gesetzt. Ohne Rücksicht wurden die schlimmsten Trunkenbolde, einem schon erhaltenen Befehl gemäß, schleunigst in abgelegene verschließbare Kammern gesteckt, die halbwegs Mächternen mußten alle Reste des unrühmlichen Bacchuskampfes und schließlich sich selbst entfernen, und schon nach kürzester Frist lag der Burghof so glatt und friedlich da, wie die Marmorfliesen der Burgkapelle.

Graf Emich hatte diese heiklen Arbeiten zum Teil selbst überwacht und begab sich nun in Begleitung seines Gefolges, unter welchem sich auch der Johanniter und der Abbe befanden, zur inneren Zugbrücke, um dort die Ankunft der Gäste, wie sich gebührte, zu erwarten.

Schwarzrauchender prasselnder Fackelglanz umflatterte die Zugbrücke und den daran stoßenden Vorplatz, sodaß die spitzgiebeligen runden Wehrtürme sowie die rückwärts und seitwärts sich auftürmenden Schloßbauten in dem wilden Licht ausfahen wie gespenstische Riesen, die sich mit drohenden Grimassen der Ankunft der Limburger Gesellschaft entgegen zu stellen schienen. Auch die zu ihren Füßen harrenden hohen Herren zeigten — wohl infolge des langen Wartens — kein sonderlich freundliches Gesicht, und der Johanniter meinte witzelnd: „Es scheint, daß die Saumtiere unserer Gäste diesen Namen verdienen wollen, sie sind sehr säumig.“

Der Graf erwiderte hierauf, düster vor sich hin starrend: „Die Mönche scheuen sich vermutlich, dem sündigen Grafen am lichten Tag die Hand zu drücken. Nach der Mitteilung des Abts hätte ich sie früher erwarten dürfen. Mir kommen sie freilich auch so noch früh genug. Ich wollte, ich könnte sie ins Paradies befördern, die saftreichsten Weingärten des St. Petrus sollten ihnen unbestritten sein.“

„Dieser fromme Wunsch,“ fiel der Johanniter spöttisch ein, „ist sicher ohne Tadel, doch ich meine, ihre Beförderung zur Hölle sollte dir leichter fallen. Als Ritter vom Kreuz möchte ich aber doch für den Himmel plädieren und rate dir deshalb, dich an den wundertätigen Erzbischof von Köln zu wenden. Er hat schon manches irdische Mirakel fertig gebracht, vielleicht versucht er es dir zu lieb auch einmal mit einem himmlischen.“

„Deine Spässe sind hier nicht am Platze, verehrter Vetter“, entgegnete der Graf stirnrunzelnd. Die Wundertätigkeit des Erzbischofs steht turmhoch über jedem Spott. Er läßt freilich seine Mirakel stets an die un rechten Leute kommen. Wir Leiningen,

seine besten Freunde, vermochten bis jetzt noch nichts davon zu verspüren."

Wir sehen aus dieser Aeußerung, daß die Alt- und Gutgläubigkeit des Grafen selbst für den fanatistischsten Eiferer nichts zu wünschen übrig ließ. Wenn er trotzdem den Mönchen der Limburg so auffällig war, galt dies nur seinen Nachtrivalen. Seine zeitweisen neuzeitlichen Anwandlungen dagegen waren Kinder seiner skrupellosen Diplomatie, manchmal auch spöttischer Laune.

Während dieser Unterhaltung hatte sich der Graf öfter abgewendet, um zu lauschen, und jetzt rief er plötzlich: „Gottes Fluch über das habgierige Pack von der Limburg! Wahrhaftig, ich höre sie den Burgweg heraufklimmern!"

„Nein, sie kommen hoch zu Ross", rief der scharfhörige Johanniter erstaunt, „sie kommen nach stolzer Ritterart, wir können ihnen den Respekt doch nicht verweigern, Emich!"

Auf dampfendem Rappen, in der Haltung eines Fürsten, ritt Abt Bonifazius über die dröhnende Zugbrücke daher, dicht hinter ihm seine zwei Vettern und etwas weiter zurück eine beschränkte Zahl Mönche, denen einige Diener folgten. Sie ritten frei und ungehindert ein, denn der Graf, seine Gäste zu ehren, hatte alle Schranken der Torfahrt beseitigen lassen.

„Ich heiße dich willkommen, heiliger Abt, samt deinen frommen Brüdern", rief der Burgherr dem heranreitenden Herrscher der Limburg entgegen, derselbe Emich, dessen Lippen soeben noch von Verwünschungen gegen seine Nachbarn gebebt hatten. „Ich bezeuge eurem kirchlichen Amt jede Ehrfurcht, die ihm gebührt."

Währenddem war er näher getreten, um dem hohen Gast in zuvorkommendster Weise beim Absteigen behilflich zu sein, herbeieilende Diener erwiesen den andern Mönchen den gleichen Dienst, worauf der Abt sich anschickte, an der Spitze seiner Klosterbrüder den Schloßherrn in aller Form zu begrüßen. Mit rascher Handbewegung die Benediktion erteilend, sprach er also: „Aus dankendem Herzen spende ich dir, mein Sohn, Gruß und Segen, ebenso diesen Dienern des Herrn — er wendete sich dabei an den Johanniter und den Abbé — sowie deinem ganzen getreuen Gefolge. St. Benedikt und die heilige Jungfrau mögen euch in ihren Schutz nehmen und unsere Freundschaft vor Leid bewahren." Dann im leichten Gesprächston fortfahrend: „Hoffentlich haben wir durch unsere Verzögerung keinen Anlaß zu Beunruhigung gegeben. Unabweisbare kirchliche Verpflichtungen, sowie das Gewitter hielten uns ab."

„Du kommst immer zur rechten Stunde, heiliger Vater", erwiderte Emich, sich verbeugend, „sei es am Tag oder in der Nacht."

Die Hartenburg ist stets hoch geehrt, wenn dein hochwürdiges Haupt in ihre Mauern einzieht."

Hierauf der Abt verbindlichst: „Wir haben uns gesehnt, dich zu umarmen, mein Sohn, führe uns nun ohne Verzug in dein königliches Schloß. Die scharfe Nachtlust könnte den Herren, die, wie ich sehe, ohne Mäntel sind, Schaden bringen."

Sie traten nun, von fackeltragenden Dienern begleitet, unter Führung des Grafen durch die kellerartige Vorhalle, über welcher der Rittersaal lag, in den inneren, den Hauptburghof ein.

Der Pater Siegfried konnte sich dabei nicht enthalten, scharf spärende Blicke umherzuwerfen. Doch er vermochte nichts zu entdecken als eine alte zahnlose Magd, die am Ziehbrunnen hantierte und so giftige Liebesblicke herüberschoß, daß der erschreckte Pater sich schnell abwandte und alles weitere Spionieren vergaß.

Ein steinerne, in neuzeitlichem Stil erbaute, eleganter Treppenturm leitete vom Burghof in ein Gemach unweit des Rittersaals, wo die Gäste sich ordnen und bis zum Beginn des Banketts verweilen sollten.

Beim Ueberschreiten der Schwelle ergingen sich die Herren wieder wechselseitig in den übertriebensten Höflichkeitsbezeugungen. Sie folgten hierin der Gewohnheit jenes halbbarbarischen Zeitalters, das mit seinem verlogenen Wortgepränge die Tücken und Ränke des Herzens zu verdecken suchte, soweit dies den Interessen zuträglich schien. Die verummenden Mäntel der Geistlichkeit waren bald abgelegt, — ihr Gang zum Erbfeind hatte noch nicht offenbar werden sollen, — und alle standen nun in der gewöhnlichen Tracht ihres Ordens da. Nur der Abt trug ein reicheres Gewand, das durch ein kostbares, auf der Brust ruhendes Kreuz noch gehoben war.

Das eichengetäfelte schmalfensterige Empfangsgemach mit seinen eingepaßten Bänken, seinen Truben und schweren Ledersesseln hatte nichts Prunkhaftes. Es herrschte hier, wie überall in der Burg, ausgenommen den Rittersaal, eine von den Vätern ererbte gediegene Einfachheit, die, in Verbindung mit dem überraschend lebenswürdigen Gebaren des Hausherrn sofort zu einem zwanglosen Verweilen und Ausspannen anregte.

Der sonst so selbstherrliche und unzugängliche Graf besaß — wie das oft bei alten Patriziergeschlechtern der Fall ist — ein angeborenes Repräsentationsgefühl, das sich aus politischen Gründen, sowie geschmeichelt durch den Besuch des hohen Kirchenfürsten, heute in besonders bestrickender Art zu äußern suchte.

Abt Bonifazius, der feingeschulte Kopf und welterfahrene Mann, hatte den Grundsatz, jede Gelegenheit, wo es auch sei, zu

nützen, um seine Pläne vorwärts zu bringen. Er suchte daher diese Gipfelstimmung der gräßlichen Laune für seinen geplanten Annäherungsversuch sofort beim Schopf zu erfassen, zumal er befürchten mußte, sie in der Hitze des bevorstehenden Weingefechtes wieder umschlagen zu sehen.

Entsprechend der feinwitterigen Natur seines Gegners hielt er es für geraten, zunächst in möglichst harmloser Maske an ihn heranzupürschen.

„Das war ein erhebender Ritt, Herr Emich“, sagte er, „wie wir von unsern sorgenumdunkelten Zellen durch das so lichtüberfüllte Thal dahinzogen. Wie war hier alles unter der gemeinschaftlichen, aus den weichsten Duftstrahlen gewobenen Mondscheindecke einander so nahe gerückt, und doch alles die reinste Harmonie, ein Bild des vollendeten Friedens! Am Grenzstein, der unsere Gebiete trennt, dort, wo der Weg sich scheidet, und der dunkle Waldpfad zu dir hinabsteigt, machten wir kurze Rast, um dieses beseligende Bemühen des Himmels, das auch über dein Gebiet, hochedler Graf, die Hand erstreckte, nochmals in seiner ganzen Größe zu umfassen: Rückwärts hoch über dem tiefen Thal und doch auf engste mit seinem Frieden verwachsen, strebten die Türme unserer Abtei auf dem Inselberg in unverrückbarer, steinerstarrer Sehnsucht den Sternen entgegen, die ihr Reich sind, und vor uns, von ihrer dunklen Bergwelt umlagert, ragte deine kriegerische Feste, aber heute so hoch erhaben über die kalten Finsternisse eurer Schlucht eingebettet, als ob die herrliche Friedensstimmung unserer Limburger Talgesilde auch sie durchströmte. Da dachte ich, wie beglückt könnten wir sein, wenn dieses hohe Gleichnis der Natur auch unsere Seele erfüllte, wenn Burg und Abtei sich stets auf den gleichen Wegen eines gottgesegneten Friedens begegnen würden!“

Der Abt schwieg im Gedanken, auf diese lockenden Melodien ein entsprechendes Echo zu vernehmen, doch leider war die Seele des rauhen Ritters auf solche Sirenengesänge nicht gestimmt. Die schmeichlerische Umwerbung rief sogar ein verstärktes Mißtrauen hervor. Er begnügte sich daher, wie das oft seine Art war, mit bissigem Scherz eine ausweichende Antwort zu geben:

„Die Frage wäre leicht zu lösen, hochwürdiger Abt, begnügt euch mit dem Glanz der himmlischen Sterne, die ja euer Reich sind, und überlaßt uns die irdischen Sorgen dieses Thals.“

Der Abt erwiderte hierauf rasch und erregt: „Die Kirche benötigt stets reichlicher irdischer Beihilfe für ihre himmlischen Zwecke. Dies gilt besonders für uns Benediktiner, die wir die ganze Welt zu Gast haben!“ Dann schnell wieder in das weichste Adagio zurückkehrend: „Graf Emich, es ist uns wirklich ernst mit unserm

Wunsch. Die Kirche ist nichts wie die strahlende Verkörperung des höchsten, in Gott ruhenden Friedens. Sie ist von ihm beseelt, selbst wenn sie den Harnisch trägt. Wir haben daher aus Anlaß dieser unserer persönlichen Zusammenkunft durch unsern Geheimsekretär Siegfried einen Vergleichsvorschlag für unsere Hauptstreitfragen aufstellen lassen, den ich später zu passender Stunde zu überreichen gedenke, womit auch eine freudige Ueberraschung für unsern hochverehrten Herrn Gastgeber verbunden sein soll. Der Klosterkonvent, den ich zu Rat zog, war dabei der Ansicht, daß alle Punkte, die, trotz diesem Entgegenkommen, einer gütlichen Einigung verschlossen bleiben sollten — wozu ich vor allem leider unsern langjährigen Streit wegen der Stadt Dürkheim werde zählen müssen — einem Schiedsgericht zu unterbreiten seien. — Jeder Entzweiung wäre so für immer der Weg abgegraben.

„Bei der Messe“, rief der Graf an sich haltend, „ich war stets nur darauf aus, unsere Rechte richtig zu begrenzen. Gewalt war mir hiebei von jeher fremd. Säubere du vor allem deine Abtei von den kriegerischen Horden, und zu jedem vernünftigen Ausgleich werde ich die Ritterhand bieten.“

„Wir können uns den Maßnahmen des Kurfürsten, der unser Schutzvogt ist, nicht entgegenstellen“, versetzte der Abt ausweichend. „Der nahe Rhein wird von kriegerischen Horden verheert und mahnt zur Vorsicht. Dein Mißtrauen, Emich, ist unberechtigt. Wer ein Schiedsgericht anruft, denkt nicht an Waffengänge.“

„Und wen würde eure gepriesene Weisheit als Schiedsrichter in Vorschlag bringen?“ fragte der Graf aufhorchend.

Der Abt zögerte einen Augenblick, gab aber dann seine Antwort rasch und mit einer jeden Einwand zurückweisenden Bestimmtheit: „Für eine Angelegenheit der Kirche, zumal für eine so fundamentale, kann nur eine höchste kirchliche Autorität in Frage kommen. Ich schlage daher einen Mann vor, der diese Bedingungen erfüllt und uns beiden zugleich bekannt und befreundet ist. Es ist der Erzbischof von Köln.“

Bei der Enthüllung dieses Vorschlags umwölkte sich die Stirn des Grafen zusehends, bis ihm schließlich in rauhem, fast gewaltsamem Ton die Worte entfuhr: „Beim heiligen Benedikt, hochheiliger Abt, du mutest mir da etwas zu, was für meinen beschränkten Laienverstand doch zu fein gesponnen ist! Wie kann eure Heiligkeit glauben, daß ich für einen Schiedsspruch Verständnis habe, der im besten Fall nur ein einseitiger — —

Die Rede brach plötzlich ab, wie wenn der Graf fühle, daß jede tiefere Begründung hier überflüssig sei. Auch wollte er vermutlich dem befreundeten Erzbischof gegenüber nicht verlegend er-

scheinen. Er begnügte sich daher nach kurzer Pause mit dem spöttisch angehauchten Nachsatz: „Ich möchte gegen den gerechten Sinn meines gottbegnadeten Freundes in Köln nichts gesagt haben. Aber es wäre doch Anmaßung von einem armen Ritter, wenn er seine Ansprüche zwischen zwei so hochmächtige Gewalten zwängen wollte. Sie müßten mit Recht in nichts zerquetscht werden. Mag unser Dürkheimer Streit und was darum hängt, auch andauern! Der alterprobte, Schutzheilige der Dürkheimer, St. Probus, wird seine Getreuen schon dahin führen, wo sie sich am wohlsten fühlen. Im Uebrigen wollen wir alles, was uns heute scheidet, dem Neben-Gott anheimgeben. Das wird das Vernünftigste sein.“

Ein schmetternder Trompetenstoß kündete den Beginn des Banketts und schnitt alle weiteren unliebsamen Erörterungen ab. Gleichzeitig erhob sich die ganze Gesellschaft zum festlichen Zug, der von hellflammenden Wachsackeln umstrahlt, unter Vorantritt der zwei hohen Gegner nun so feierlich und friedlich dem Rittersaal zuschritt.

Man konnte dabei so recht erkennen, wie sehr die beiden Herrscher die anderen Bankettgenossen sowohl an Haltung wie an Gestalt überragten. Der Abt zeigte zwar eine etwas zu große Leibesfülle, aber das lang herabwallende Gewand verdeckte sie so glücklich, daß sie zum harmonischen Aufbau seiner Figur noch wesentlich beitrug. Er schritt dahin, wie wenn er ein Pontificalamt abzuhalten im Begriffe wäre, und in seinem fleischigen Gesicht war jeder Zug des Herrschers ausgeprägt, ausgenommen der der Milde. Die herbe Strenge der Lippen hätte sogar abstoßend wirken können, wenn sie nicht durch eine hohe Vergeistigung der Gesichtszüge sowie durch eine starke hervortretende weiche Sinnlichkeit gemildert worden wäre.

Die Gestalt des Grafen war nicht minder hoch, aber hager, dabei breitschulterig und sehnig, wie man es bei einem in allen Tugenden der Leibesübungen erfahrenen Mann erwarten darf. Seine schwarzblauen Augen schimmerten zwar jetzt so friedlich, wie ein schroffenumragter Gebirgssee, wenn die Mittagssonne über ihm steht, doch in ihren Tiefen bligte und zuckte die Energie des stolzbewußten Selbstherrschers, dessen ungestüme Neigungen in der Regel freilich durch die berechnenden Gegenströmungen des Diplomaten niedergehalten wurden.

Die Persönlichkeit des Abts verlangt ihrer vielseitigeren Natur gemäß noch einiger eingehenderer Worte:

Wilhelm von Venloo aus Trier, seit seiner Ernennung zum Abt unter dem Namen Bonifazius bekannt, hatte einen ausgesprochenen Sinn für die äußere möglichst glanzvolle Repräsen-

tation seines Klosters, was sich sowohl bei hohen kirchlichen, aber mehr noch bei weltlichen Anlässen genugsam bekundete. Er konnte sich dieser Neigung um so unbedenklicher hingeben, als sein Vertreter, der Prior — dem bekanntermaßen nach altem Brauch die unmittelbare Leitung des gesamten inneren Kirchendienstes zusteht — ein Mann von strengstem Pflichtgefühl war, der es verstand, auch da noch eine formelle Zucht und Ordnung wenigstens aufrecht zu halten, wo der kirchliche Geist, angesteckt vom allgemeinen Zerfall der Klosterzucht und nicht minder vom Beispiel des Oberherrn, leider nur zu sehr versagte.

Die sinnlichen Neigungen des Abts zeigten sich übrigens, abgesehen vom äußeren Pomp, nicht bloß in Zungenschwelgereien — wobei die fetten Wildschweinpasteten und köstlichen Hensforellen, beträufelt mit Dürkheimer Sonnentropfen, eine Hauptrolle spielten — auch geistig war er ein Verehrer irdischer Labe. So war z. B. die Pflege einer ausgesuchten, ins Weltliche spielenden Kirchenmusik seine bevorzugte Liebhaberei, auch wollen wir nicht verschweigen, daß ihm die blühenden Sänge des Horaz leichter von den Lippen flossen als die trockenen Messen.

Wenn es ihm bei solcher Sinnesart auch nicht glückte, gleich so manchem seiner Ordenskollegen mit dem höchsten Glanz der Weltlichkeit, einer Fürstenkrone gekrönt zu werden, so hatte er doch den Titel eines gefürsteten Abts von Gottesgnaden, der zudem noch den Rang eines Bischofes besaß, was als ein Milderungsgrund für das gar zu oft an Schroffheit grenzende selbstherrliche Auftreten des Gottesmannes dienen mag.

Eine blendende Ouvertüre von Schönheit, Glanz und Farbe flutete dem Zug aus dem Saal entgegen und lud zu festlichem Verweilen ein. Besonders die Festtafel mit ihren vier lichtfunkelnden Kandelabern, aus deren Mitte sich die rosenumwundene Kristallschale gleich einem in nackter Schönheit strahlenden Monument der Tafelfreuden erhob, nahm sofort die Blicke gefangen. Sie bildete den vielverheißenden Mittelpunkt des heidnischen Bacchusfestes, dem die hohen Vertreter der Christenheit mit leuchtenden Blicken nun sich selbst darzubringen im Begriff waren.

Unter vielen Zeremonien hatte man sich endlich in den mächtigen Lederfesseln niedergelassen, die so würdig und ehrfurchtsvoll aussahen, daß sie gegenseitig die respektvollste Entfernung einhielten. Die gewaltigen Männer jener Zeit brauchten zu ihren Gelagen nicht bloß stammbastete Sitzgelegenheiten, sondern auch Ausdehnungsmöglichkeit und schützende Schranken gegen die Tücken des Weingottes. Denn unsere Vorfahren nahmen das Tafeln sehr ernst, es war ein gewaltiges Geschäft und mitunter

auch ein gewaltiger Kampf, der seine wohlgemessenen Sicherheits- und Vorsichtsmaßregeln verlangte.

Flinke Diener eilten jetzt herbei und füllten unter Leitung des Kellermeisters die hohen, kunstvoll gegossenen Zinnbecher mit einem ebenso schmeichlerischen wie eigenartigen Wein vom Dürkheimer St. Probusstein (gemeint ist die jetzige Weinberglage: Probelstein), der wohl geeignet schien, als pyramidale Basis für die nachfolgenden Gewächse höheren Rangs zu dienen. Andere Diener folgten mit einem riesigen Hirschbraten, dessen vielverheißende Dampfsymphonien im Verein mit den feurigen Duftgesängen der St. Probusgeister, die immerhin noch recht frostige Eisblumenstimmung der Trinkgenossen in die lebhaftesten Tauwindbewegungen versetzte. Die Gesichter, besonders die der Mönche, begannen zu glühen. Sie glichen Gipfeln, die in Nebelfutten gehüllt waren und nun die aufgehende Sonne verspüren. Bald brachen da mehr oder weniger lebhaft die Quellen der Fröhlichkeit hervor und vereinigten sich rasch zu einem der Tiefe zueilenden breit und ungestüm sich dehnenden Bach, der alles zu umarmen und mit sich fortzureißen suchte.

Auch der Abt konnte sich dem Einfluß dieser so mächtig um sich greifenden bacchantischen Strömungen nicht ganz entziehen. Wenn er es auch verstand, ihre Wirbel zu meiden, er wurde doch weit gesprächiger, als es das starre Bewußtsein seiner Würde sonst zuließ. Besonders mit der Lobpreisung des riesigen Hirschbratens konnte er nicht fertig werden, woran sich dann von selbst die Frage nach der Herkunft dieses seltenen Schaustückes anschloß.

Herr Emich bemerkte hierauf schmunzelnd, er verdanke diese Jagdtrophäe der unentwegten Spürkraft seines Leibjägers Berchtold, was den Abt hinwieder zu dem Geständnis veranlaßte, wie sehr er bedauere, infolge seiner Körperkonstitution auf ein fröhliches Pürschen verzichten zu müssen. An der Seite eines so erprobten Dieners wie Berchtold würde er aber immerhin noch einen Gang wagen.

Weitere kulinarische Schaustücke folgten, darunter die schon genannte Lieblingsfastenspeise des Abts, der ein Edelwein vom Ungsteiner Herrenberg als Ersatz der Ikenach dienen mußte. In hellem Eifer über die köstlichen rotgetupften Forellen und ihre goldene Weinflut ließ er die aufgeknöpfte Kapuze weit über den Hals zurückfallen, wobei sich sein aschbleiches Gesicht rötete, als ob der fürstbischöfliche Purpur seiner Seele hervorströmen wolle. Trotzdem blieb die Stimme des gewaltigen Mannes, wenn sie auch ihren Schulten verloren hatte, klar und fest, eine Tatsache,

die bei den andern Banketteilnehmern — abgesehen vom Grafen — kaum mehr nachzuweisen war.

Die Rieslinggeister des herrischen Herrenbergs begannen ihre Fahnen auszuhängen und hie und da flatterten sie schon, als ob sie der Sturm bewege. Unterdessen waren der Abt und der Graf dank ihrer unerschütterlichen Geistesverfassung allmählich vom Braten und der Jagd in vertieftere Gespräche geraten, und zwar in das Allerweltsgespräch von den Kriegsnöten des Kurfürsten, wobei beiderseits die Absicht mitspielen mochte, die kriegerischen Pläne des andern tunlichst auszuherken.

„— — — — es ist höchst bedauerlich,“ sagte der Abt fortgehend, „daß der Bayernherzog unsern Herrn Kurfürsten so sehr bedrängt. Man spricht sogar schon von einer Verrennung seiner Hauptstadt. Ich fürchte Schlimmes!“

Hierauf der Graf mit unwölkter Stirne: „Die kriegerischen Allüren des Kurfürsten pflegen sich mitunter in Bahnen zu bewegen, die ihnen von Gottes und Rechts wegen nicht zustehen. Es ginge gegen die ewige Gerechtigkeit, wenn seine Waffen vom Himmel begünstigt würden.“

„Ich bin anderer Ansicht“, erwiderte der Abt scharf. „Wir haben für den Sieg unseres Herrn in unserer Abteikirche und allen uns unterstehenden Sprengeln Messen lesen lassen. Wir haben sogar“, fuhr er mit einem stehenden Seitenblick auf den Grafen fort, „einen Ablass vom Papst erwirkt, für alle, die ihr treues Schwert dem Kurfürsten leihen.“

Hierauf der Graf mit kaum verhehltem Spott: „Ich begreife wohl die begeisterte Hingabe der Abtei zu ihrem neuen Herrn, doch hatten meines Wissens die ersten Christen, die euch vorbildlich sind, den Ansporn eines solchen Geschreibsels nicht nötig, um ihr Blut für die gerechte Sache des höchsten Herrn hinzugeben.“

Der Abt trank hastig einen vollen Becher aus, was er seither vermieden hatte, und sagte in verweisendem Ton: „Wir Benediktiner sind stolz darauf, die treuen Diener unseres Beschützers zu sein, und ergreifen zu seinem Schutz alle Hilfsmittel, zu welchen sich die Kirche unter göttlichem Beistand emporgeschwungen hat. Aber du, wohlledler Herr der Hartenburg, dein verwegener Mut ist ja allbekannt, warum ruhst du hier auf dem Wams aus, während die Augen deines Herrn so erwartungsvoll an dir haften?“

Der Graf schwieg trozig, und unter seinen zottigen Brauen blickte es gewitternd hervor.

Troßdem verharrte der Abt unter der beseuernden Wirkung des Weines ohne Scheu in der zielbewußten Richtung seines Vorstoßes, wobei sein Blick etwas Lauerndes bekam.

„Wie wir hören, hast du dein Aufgebot durch fremden Zuzug verstärkt! Was bezweckst du damit, wenn du deine Leute nicht dem Kurfürsten zuführen willst?“

Durch diesen erneuten Griff in die Geheimschublade seiner kriegerischen Pläne fühlte sich der Graf in der unangenehmsten Weise berührt und in jähem Zornausbruch hätte er beinahe das getan, was der Abt anstrebte, d. h. sich verraten. Doch der geschulte, willensstarke Diplomat hatte sich rasch gefaßt, er sagte mit eisiger Gelassenheit:

„Ich will nicht fragen, warum der hochheilige Abt, wenn der Kurfürst so in der Not ist, 400 seiner kriegsgeübten Reissigen auf der Abtei festhält. Ich für meinen Teil empfinde es bitter, daß ich ihm meine Leute nicht zuführen darf. Trotz der Achteklärung des Kaisers würde ich keinen Augenblick zögern. — Doch du weißt, wie wenig Liebe er mir entgegenbringt! Bis zum heutigen Tag sehe ich so vieles mir immer noch vorenthalten, was seine Vorfahren meinem Haus in ungerechtem Krieg entrissen haben. Wenn ich einige Verstärkungen an mich gezogen habe, so liegt das an den Zeitverhältnissen, die jeden Adelligen ermahnen können, auf der Hut zu sein. Ich kann nur sagen, daß ich der friedlichste Nachbar bin, der gern auf seinem Bams ausruht, wenn man ihm seine Ruhe läßt.“

Der weltfluge Abt sah, daß sein verschlagener Gegner aus seinem Fuchsbau nicht herauszutreiben sei. Er hielt es daher für das klügste, mit stummer Gläubigkeit alles als echte Münze hinzunehmen und den lügnerischen Sonnenschein eines konventionellen Tischgesprächs wieder leuchten zu lassen.

Während dieses Wortgefechts waren auch die andern Teilnehmer des Banketts in mehr oder weniger scharfe Redeturniere geraten, wobei die Nebengeister ihre Tücken stets lecker und unverhohlener walten ließen. Besonders zwischen dem Abbé und dem Johanniter einerseits und dem Pater Siegfried andererseits flogen die Worte wie scharfgespitzte Pfeile hin und her.

Der Johanniter bemühte sich, den hartgesottenen Skeptiker mit einem Schwall der ungeheuerlichsten Heldentaten seines Ordens zuzudecken, während der Abbé von der anderen Seite her ihm die pikantesten Geschichtchen seiner Pariser Damen ins Ohr blies. Sie waren dabei zum Entsetzen des fast allzu keusch sich geberdenden Limburger Trinkgenossen immer tiefer in das verführerische Reich der Frauenwelt, dieser Erzversucherinnen, wie der Pater sagte, geraten, wobei der stets heftiger sich geberdende Frauenverächter schließlich die Behauptung ausstieß: Nur durch die Stammutter Eva sei die Sünde in die Welt gekommen; die Sünde

sei daher auch heute noch das Erbteil der Weiber, und nur durch Auferlegung der härtesten Bußübungen, besonders durch Kasteiung des sündhaften Fleisches sei das schwache Geschlecht von dieser erblichen Belastung zu befreien.

Der aufgeregte Frauenrechtler, der Abbé dagegen, wirbelte sich, unterstützt vom Johanniter, bis zu der Behauptung empor: Die Stammutter Eva sei das Gefäß Gottes für alle Reize und Tugenden des Himmels gewesen, und die bescheidene Eva habe nur deshalb den übrigens höchst unschuldigen Apfel verspeist, um nicht noch göttähnlicher zu werden. Der kristallene Kern ihrer Seele habe seitdem zwar eine etwas dunklere Färbung angenommen, die bei minder veranlagten Frauen sogar einen Stich ins Graue zeige, aber die Französinen und besonders die Pariser Damen seien selbst in ihren Sünden einfach himmlisch, und nur Liebe, nicht rohe Kasteiungen, dürften als heilender Seelenbalsam in Betracht kommen.

Der fanatische, in den heftigsten Seelenbeklemmungen sich windende Mönch geriet bei diesen lockenden Lobpreisungen etwa in dieselbe Erregung wie ein Stier, dem man ein Bündel knallroter Rosen als Futter vorwirft. Hiedurch entstand ein gewaltiger Lärm, an dem sich die ganze Tafel beteiligte. Der Pater gestikulirte, Herr Latouche demonstrierte, sein Freund Wiederbach sekundirte, und die übrige Gesellschaft disputirte, wobei man ständig bestrebt war, die zwei Kampfhähne durch Hineinwerfen von lächerlichen Anzüglichkeiten und sonstigen anreizenden Bemerkungen immer mehr aufzustacheln.

Abt Bonifazius, der in der Mitte der Tafel thronte, beobachtete diese Symptome einer so rasch einreißenden Verweltlichung seiner Getreuen mit steigender Besorgnis, und als er gar sah, wie seine Intimen, die Patres Kuno und Siegfried, der eine selig lächelnd, der andere laut kreischend, sich immer rückhaltloser den tückischen Umhalsungen der Hartenburger Kellerelfen hingaben, hielt er es für angezeigt, schleunigst eine schon längst in seinem Busen harrende Tischrede als Friedenstaube ausfliegen zu lassen, womit er, bevor noch größerer Wirrwarr einriß, eine feierliche Ueberreichung seiner Vergleichsvorschläge zu verbinden gedachte. Gleichzeitig wollte er aber auch seinen allzusehr sich vergessenden Brüdern eine vermahnende Auffrischung des Gedächtnisses zu Ohr bringen, über deren Bedeutung der weitere Verlauf der Erzählung Aufschluß geben wird.

Der Abt begann, langsam sich erhebend, in feierlichem, aber dumpf hallendem Ton, wie wenn er eine Karfreitagsmesse abhalten wolle:

„Hochgefürsteter Graf und hochverehrte Freunde und Brüder! Friede sei mit euch und Friede sei mit uns allen, denn der Friede ist das Ziel aller Kämpfe von der Wiege bis zur Bahre! Alle suchen dieses höchste Licht, aber nur wenige wissen, wo seine Sonne steht. So vernehmt denn aufs neue, der Friede ist der Strahlenfranz Gottes, und uns, seinen Dienern ward es anheim gegeben, diese himmlische Lichtfülle über die Erde zu verteilen. Im Bewußtsein dieser unserer hohen Sendung haben wir deine Einladung zu dem heutigen Fest angenommen und hoffen, daß das Licht des Friedens, das unsere ausgestreckte Rechte dir, Emich, entgegenbringt, unsere beiderseitigen Pfade mit seiner Wunderkraft überleuchten werde.“

Der Abt stockte, wie wenn er im Begriff sei, an etwas Schmerzendem zu rühren, zugleich aber nahm seine Stimme eine mehr weltlich getönte Färbung an.

„Die Pfade unserer Beziehungen, hochedler Graf“, fuhr er fort, „sind nicht so hell und glatt, wie sie bei so nahen, so sehr auf einander angewiesenen Nachbarn sein sollten, ja ich muß sagen, die Hand des Satans hat sie mit dunklen Hindernissen aller Art geradezu gepflastert. Um diese schmerzlichen Steine des Anstoßes, diese trennenden Barrikaden unserer Brüderlichkeit zu entfernen, hat sich unser Bruder Siegfried auf mein Geheiß der gottgefälligen Mühe unterzogen, den genannten Gedenkzeichen der Hölle nachzuforschen und hier in diesem Schriftstück ein Verzeichnis davon, mit unsern friedlichen Randbemerkungen versehen, niederzulegen.“

Mit diesen Worten zog der Abt eine Pergamentrolle aus seiner Kutte, deren Aufrollung, während er sie dem erstaunten Grafen überreichte, kein Ende nehmen wollte.

Während der Graf nun mit steigender Verblüffung in seinem Sündenregister herumstöberte, setzte Bonifazius seine Rede in einem Ton fort, der möglichst schmeichelnd und verbindlich sein sollte.

„Es ist heute nicht die Zeit, dieses immerhin ein wenig dornige Dokument zu erledigen, aber wir können in kommenden Tagen, jeder für sich, unter Anrufung des höchsten Richters, in Erwägung ziehen, welche Mittel sich zur Behebung unserer Schwierigkeiten darbieten, um solche dann in weiteren freundschaftlichen Zusammenkünften mit christlicher Demut zum Ausgleich zu bringen.“

Der Abt machte abermals eine Pause, um die Wirkung seiner Worte festzustellen, doch der Graf schwieg und starrte mit finsternen Blicken in die Abgründe des Friedensinstrumentes.

Fast unhörbar seufzend fuhr der Herr der Limburg weiter: „Um dir, hochedler Emich, nun einen vollen Beweis von dem fürsorglichen, versöhnlichen Geist zu geben, der uns beseelt, haben wir



uns entschlossen, heute schon in einer für dich höchst vorteilhaften Weise einen Streitpunkt zum Austrag zu bringen, der — abgesehen von der Dürkheimer Frage — dich am meisten bedrückt. Ich habe ihn deshalb an die Spitze der Liste setzen lassen: Es ist unser endloser Streit wegen der Weinabgabe!"

Graf Emich, der die ganze Zeit über in mißlauniger Weise das Pergament hin und her gedreht und die Versöhnungsrede kaum beachtet hatte, horchte jetzt auf. Der Weinstreit war ihm wirklich ein nagender Wurm an der Leber, und er hatte es stets als eine Grausamkeit des Schicksals empfunden, trotz allen Sträubens so manchen seiner liebsten Bacchusöhne in der brausenden Herbstzeit den Limburgberg hinauf wandeln sehen zu müssen. Das Friedensgeläute des Abts hatte daher für ihn den gleichen melodischen Klang, wie wenn die ersten schwer rollenden Mostfuhren mit hellem Schellengeklingel einen unerwartet reichen Herbstsegen verkünden. Doch seine starre Rechtthaberei im Bund mit seinem diplomatischen Mißtrauen sträubten sich zunächst, einen gesetzlich begründeten Notstand der Mönche bezüglich fraglicher Weinabgabe überhaupt anzuerkennen. Er sagte in bestimmtem, aber doch möglichst verbindlichem Ton, eine bissige Antwort wegen der ominösen Rolle zunächst unterdrückend:

"Ich kann es, hochedler Abt, nur mit Freuden begrüßen, wenn eure Heiligkeit ein Einsehen haben und dieses friedlich-freundliche Zusammensein benützen wollen, um eine auf mißverständlicher Auffassung beruhende Forderung endlich aus der Welt zu schaffen, denn fragliche Weinabgabe geschah stets nur als frommes Geschenk für die Kirche und nicht als pflichtmäßiges Lehen."

"Nicht doch", edler Emich, "erwiderte der Abt mit gekünstelter Milde, "diese Abgaben sind verbrieft, und wir haben sie stets als unser unverbrüchlich Recht angesehen. Es handelt sich um lehnspflichtige Güter, deren Frohne uns im fest bemessenen Ertrag gewisser Weinberge zusteht."

"Verzeihung, hochwürdiger Abt", warf Emich dazwischen, "aber ich begreife nicht, wie meine Vorfahren so töricht gewesen sein sollen, ihre Kellerschätze an Männer zu verpfänden, die gemäß ihrem Gelübde der Enthalttsamkeit nur Verständnis für Wasser haben können."

Trotz diesem Spott blieb die Antwort des weltklugen Abts in ruhigem Gleichgewicht: "Lassen wir die verwirrende Frage der Rechtsbegründung ruhen, die Tatsache besteht, und für diesen Widerstreit unserer Ansichten einen gütlichen Ausgleich zu finden, das ist eben der Zweck meines Vorschlags."

Der Graf war begierig, die Zauberformel zu vernehmen, die mit einem Schlag einen Rattenschwanz der verwickeltsten Weinfehen in der angenehmsten Weise lösen sollte. Er sagte daher, wenn auch immer noch in spöttischem Ton: „Du hast recht, weiser Abt. Bei einer Sache, die am Sterben liegt, fragt man nicht lang nach der Geburt. Ich bin ganz Ohr und brenne vor Begier, wie du einen fünfzigfach verschlungenen Knotenschwanz ohne Zwang zu entwirren gedenkst.“

Der Abt lächelte: „Ja, fünfzigfach verschlungen ist der Knoten, denn es dreht sich um fünfzig Fässer Wein, die deine frommen Vorfahren, hochedler Emich, uns seit Menschengedenken ihrer Pflicht gemäß mit Freuden alljährlich gespendet haben, einer Pflicht, die auch auf dich überging. Wind und Wetter haben freilich oft genug so stark bei dir im Herbst gehaust, daß uns der beste Teil der Abgabe hinweggeweht wurde.“

„Sage richtiger, daß sie das Geschenk unmöglich machten,“ fiel der Graf ein.

„Wenn dir's besser gefällt“, erwiderte der Abt, „sagen wir auch: die Gabe unmöglich machten. Die betrübliche Wirkung war stets die gleiche. Um nun für alle Zeiten diese widrigen Winde zum Schweigen zu bringen, soll heute Nacht ein wohlversiegelter und aktenmäßiger Entscheid darüber getroffen werden, ob künftig deinem fürstlich bestellten Keller auch unser bescheidenes Teil noch werden soll, oder ob uns die Hartenburg mit dem doppelten Tribut, also mit hundert Faß, alljährlich begaben soll.“

„Bei den elftausend heiligen Jungfrauen von Köln“, fiel der Johanniter hier ein, „die Aufsehung eines so knifflichen Vertrags ist für eine so fortgeschrittene, weinsfröhliche Gesellschaft doch kaum mehr zulässig. Wir hätten dabei zu riskieren, daß uns die vertrackten juristischen Redensarten den Schädel verdrehen und die glücklich darin einlogierten Nebengeister wieder zum Teufel jagen würden.“

„Wir haben das vorausgesehen“, antwortete der Abt, lächelnd, „und die hiezu nötigen Ausfertigungen mit allen gebührenden Förmlichkeiten von einem Rechtsgelehrten gleich aufsetzen lassen. Hier in diesem Entlastungsbrief“, fuhr er fort, indem er sich das fragliche Instrument vom Pater Siegfried reichen ließ, „verzichten wir auf alle Rechte, welche die Abtei bezüglich der Weinabgabe an den Grafen von Hartenburg zu stellen berechtigt ist, und dieses zweite Instrument bedarf nur der Unterschrift und des Siegels des Grafen, um, meinem Vergleichsvorschlag gemäß, die Weinabgabe für uns zu verdoppeln.“

„Halt!“, rief der Ritter vom Kreuz, dessen geistiges Fassungsvermögen gewöhnlich im umgekehrten Verhältnis zu der Höhe des Weinstreichs stand, den Bacchus in seinem Magen angekreidet hatte. „Halt! Ihr sagt da etwas, Herr Abt, was selbst den Großsultan in Verlegenheit bringen könnte, obgleich er auf dem Thron Salomons sitzt! Wenn mein Vetter den doppelten Weintribut zahlt und du gleichzeitig auf den Wein verzichtest, dann sind ja beide Teile die Geprellten! Sage, wer ist dann der Glückliche, der den in der Luft schwimmenden Wein trinkt?“

„Schweig mit deinen törichten Spässen,“ rief der aufs äußerste gespannte Graf, „und laß unsern weisen Abt Bonifazius ausreden. Der Wein wird schon an den rechten Mann kommen. Doch sprich weiter, hochwürdiger Herr Nachbar, ich bin ganz Ohr, die Enträtselung dieses verwunderlichen Vorschlags zu erfahren.“

Der Abt zögerte einen Augenblick und sagte dann, sich befreuzigend: „Der heilige Benedikt soll mein Fürbitter sein, wenn in meinem Beginnen Sünde liegt. Doch es geschieht zum Besten der Diener Gottes und des Friedens halber. — Um uns in dieser drückenden, gewitterschwangern Zeit — ich möchte sagen durch einen Gewaltstreich — aus der trüben Stimmung herauszureißen, haben wir einem heitern Einfall des heiligen Konvents stattgegeben, der unsere Herzen einander nähern und zugleich den verbitternden Weinstreit in ebenso ehrlicher wie versöhnlicher Weise für alle Zeit beenden soll. Gott Bacchus selbst soll Richter sein, und wir sind gewillt, uns seinem hohen Spruch rückhaltlos zu unterwerfen. Die besten Söhne deines gepriesenen Kellers laß' sie hier antreten, besonders auch jene Edlen, die von uns beiden so heiß umstritten werden! Jede Partei soll mit ihnen kämpfen, sowohl du, hochedler Graf, wie ich mit meinen Getreuen. Sollte dann der Graf, nach ehrlichem Kampf, als Letzter noch aufrecht ragen, dann ist er berechtigt, von jener rosenumwundenen Kristallschale, deren Grazien wir diese Urkunden anvertrauen werden, meine Verschreibung an sich zu nehmen, und aller Verpflichtung seinerseits ist er ledig. Sollte jedoch wider Erwarten einer von uns Mönchen im Becherkampf als Sieger hervorgehen, dann steht der Abtei das Recht auf d e i n e Verschreibung zu, und die Limburg hat künftig zu ihren 50 Faß Wein noch weitere 50 Faß unweigerlich von der Burg zu beziehen.“

„Beim heiligen Benedikt“, rief der Ritter mit der schwankenden Zunge, „das wird ein sehr ungleicher Kampf werden; eine ganze Schar trinkerprobter Mönche gegen einen einzigen Ritter!“

„Ich drückte mich nicht genau aus“, versetzte der Abt lächelnd. „Dem Grafen steht selbstverständlich die gleiche Zahl Hilfskrieger

zu, wie mir. Ich selbst werde mich, damit das Turnier nicht zu viel Staub aufwirbelt und gar zu viel fromme Männer in den sündigen Staub streckt, mit zwei Schildhaltern begnügen. Es sind das meine Vettern Kuno und Siegfried."

Bevor der nachdenklich gewordene Graf antworten konnte, war ihm der quecksilberne Johanniter schon zuvorgekommen.

"Hör' Emich!" rief er eifrigst, "ich glaube, daß dieser Ritterdienst vor allem mir zusteht und nicht minder unserm Freund Latouche. Wir haben deine Keller leeren helfen, nun ist es unsere Pflicht, sie auch wieder füllen zu helfen."

Der Graf nickte den beiden Halbmönchen mit verständnisvollem Lächeln zu, versank aber sofort wieder in sein stummes Nachsinnieren. Er fing an den scheinbar so scherzhaften Vorschlag des Abtes nun ernst zu nehmen, hielt es aber doch als vorsichtiger Mann für ratsam, vorerst seine Aussichten in reiflichste Erwägung zu ziehen, wobei eine zunehmende Zerteilung seiner Stirnfalten das günstige Ergebnis dieser Gedankenmusterung bewies.

Er fühlte sich als Meister des Bechers, wie er Meister des Schwerts war, und überdies waren ihm die Tücken und Finessen der Kellergeister, denen er heute gegenüber treten sollte, wohl bekannt; waren sie doch Söhne seines Kellers, mit denen er schon mehr als einmal einen siegreichen Strauß bestanden hatte. Auch seiner zwei Schildhalter glaubte er sicher zu sein. Sie hatten sich unter seiner Leitung zu trink- und sattelfesten Zechern herangebildet, die recht gut, selbst den trinkerprobten Benediktinern gegenüber bestehen konnten.

Während der Graf so sann, durchlief auch der Abt rasch die gleichen Gedankengänge. Er galt gleich dem Grafen als einer der trinkgewaltigsten Männer der Pfalz, der sicher den Ehrentitel eines Doktors der ars bibendi erlangt hätte, wenn die voraussetzliche Massenhaftigkeit der Bewerber schon damals, wie heute noch, die Schaffung einer solchen Auszeichnung verboten hätte. — Auch seine Vettern Siegfried und Kuno waren nicht bloß Meßbrüder, und so verstehen wir es, wenn der Abt sich in der gleichen Zuversicht wiegte wie der Graf. Das heutzutage sehr naheliegende Bedenken, ob ein solcher Hechtsprung in die Tiefen der bacchantischen Gluten des geistlichen Standes auch würdig sei, kam dem Abt entfernt nicht in den Sinn. Jene Zeiten eines geistigen Dämmerzustandes standen fast ausschließlich unter dem Banner der physischen Kräfte, und die Pflege der Leibeskünste, wozu nicht bloß Waffentaten, Jagen und Reiten, sondern auch die edle Zechkunst mit allen ihren vielfältigen und schwierigen Aufgaben gehörten, waren damals allgemein im Schwung. Dieses galt ebenso für

Laien wie Gottesmänner, die damals überhaupt noch knietief in weltlichen Betätigungen staken. Kam es doch vor, daß die Kirchenfürsten geharnischt und gespornt in die Schlacht ritten.

Der Graf hatte seine Betrachtungen geschlossen und schickte sich, trotz seines eingefleischten Mißtrauens nun an, dem Vorschlag des Abts näher zu treten. Er sagte:

„Bevor ich die Finger in die Tinte stecke, müßte mir Kenntniss von den beiden Verschreibungen werden, weshalb unser hochverehrter Abt wohl nichts einzuwenden hat, wenn sie unser schriftgelehrter Freund Latouche zur Verlesung bringt.

Dieses geschah, wobei der Graf bei allen dunklen juristisch verschnörkelten Wendungen die Mienen des Abts scharf beobachtete, ob nicht ein verräterisches Ausleuchten auf hinterlistige Pläne deute. — Doch das Gesicht des Genannten blieb so leer wie das einer gemalten Dorfmadonna. —

Nach Schluß der Verlesung erhob der Graf seine schnurge Gestalt, um in seiner unverblünten, kraftbewußten Art dem höchst sonderbaren Vergleichsvorschlag beizustimmen.

Er sagte: „Du weißt, hochedler Abt, wie sehr ich den Frieden liebe. Auch in der von dir vorgeschlagenen Form wird er mir, trotz der Windigkeit Eurer Ansprüche, willkommen sein. Dabei erkläre ich auf Manneswort: Sollte Bacchus mir den Sieg mißgönnen, — ich halte mein Wort, obgleich dem rechtmäßigen Herrn der Weine dann wenig für seinen Keller übrig bleiben wird. Dasselbe erwarte ich von euch, ihr Mönche, doch sollte es dir gefallen, Bonifazius, die alten Ränke wieder spielen zu lassen, dann — ich sage es frei und offen — werde ich nicht zögern, mein Recht mit dem Schwert heimzuholen.“

Der Abt entgegnete in vornehm abwehrendem Ton:

„Mißtrauen in dieser Sache wäre unser beider nicht würdig. Wir würden nur den, wie ich hoffe, jetzt nahenden Frieden schon nach dem ersten Schritt wieder zurückscheuchen. Jedes Wort im Pergament ist recht und echt. Wenn wir unterliegen, bist du der Weinabgabe für alle Zeit ledig. Doch deiner Verschreibung ist nun noch dein Siegel wie deine Unterschrift beizufügen, um deren Vollziehung ich dich bitte.“

Der Graf geriet hierdurch in eine gewisse Verlegenheit. Er hatte wohl in seiner Lehr- und Knappenzeit alle Waffenkünste auf eifrigste geübt, aber für die Feder hatte er wenig übrig gehabt. Der Vielgewandte wußte sich aber bald zu helfen. Er sagte mit überlegenem Ton:

„Bei allen Heiligen, es wäre wahrhaft eine Schmach, wenn ein Mann von meiner Stellung sich in diesen kriegerischen Zeiten

mit Federkrizeleien, dem Spiel der Weiber, abgeben müßte! Höchstens eine Adlerfeder würde vielleicht genügen! — Doch bringt euren Schreibfram nur her, was rechtens ist, soll geschehen!"

Die Diener eilten, worauf der Graf dem Pergament persönlich einen Wachsabdruck seines breiten Siegelringes anheftete. — Währenddem war, einer geheimen Weisung zufolge, der Schlossschaffner eingetreten, um sich seinem Herrn zum Zwecke der Unterschrift in gewohnter Weise zur Verfügung zu stellen. Er konnte sich jedoch nicht enthalten, schnell einen Blick in die Urkunde zu werfen, wobei er mit behaglichem Schmünzeln feststellte, daß tatsächlich keine Fallstricke gelegt seien und daher sein Herr alle Aussicht habe, sich aus einer Sache, die eine Lebensader des ganzen Schlosses anging, in ritterlicher Weise herauszuhauen.

Und nun näherte sich der Schaffner dem Schlossherrn ehrerbietigst und half dem des Schreibens Unkundigen den Namenszug, Graf Emich von Leiningen-Hartenburg, unter die Urkunde hinzumalen.

Sobald dieser, trotz der Führung, in recht trutzigen Linien dastand, und beiden Urkunden die Unterschrift von Zeugen beigelegt war, konnte der Graf sich nicht enthalten, einen triumphierenden Blick nach dem Abt zu verschießen, der bei diesem jedoch nur ein verstecktes spöttisches Lächeln auszulösen vermochte. Denn der Wimpel der äbtischen Zuversicht wehte noch höher als der des Grafen, ein geistiger Ueberschwang, der nicht bloß auf den schon angeführten, sondern auch — wie wir schon andeuteten — auf Gründen geheimer Art beruhte. Der gewiegte Menschenkenner hielt es aber doch für geraten, fortgesetzt eine gegenteilige Stimmung zur Schau zu tragen. Er sagte:

„Wir sind nur arme, weltunerfahrene Benediktiner, kaum würdig, neben einem so trinkgewaltigen Herrn genannt zu werden. Unser schwächliches Fähnlein ist von schwerem Ansturm bedroht. Wenn wir unterliegen, möge unser Schutzpatron uns gnädig sein.“

„Beim heiligen Benedikt,“ erwiderte der in seinem Siegesbewußtsein immer höher anschwellende Graf, „du hast wahrhaftig recht, Bonifazius! Ein Wunder müßte geschehen, wenn ihr Pfaffen mich unter den Tisch zwingen solltet. Ihr Diener, hurtig! — während dieser Worte reckte sich Herr Emich empor, um die beiden Dokumente eigenhändig auf das hohe Mittelstück der Tafel, die rosenumwundene Kristallschale, zu legen — entfernt diese Becher von unedlem Stoff! Bringt edlere Gefäße! bringt die von Silber und Kristall! Auch das Gewand des Weins soll dieses hohen Kampfes würdig sein! Und du, Kellermeister,“ fuhr er zu diesem gewendet fort, „laß sie aufmarschieren, die edlen Söhne unserer